



Helmut B. Gohlisch

**... und eines Tages
kam der GIST**

**Mein Leben -
Nicht nur eine Krankengeschichte**

*In Erinnerung an meine erste Ehefrau,
Edeltraud Gohlisch, und die Ehefrau meines Bruders,
Sabine Gohlisch, die beide viel zu früh an Krebs gestorben
sind, weil die Medizin ihnen noch nicht oder nicht mehr
helfen konnte.*

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Die blaue Bank

Flucht und Neuanfang

Die Verfolgung der Straßenbahn Linie 9

Spielzeug Rasch und die Hexenküche

Traumhaus mit großem Tresor

Bergdrama und Nachtgeister

Die vergessenen Kabeltüllen

Höhenluft und Grenzkontrolle

Als Azubis noch Lehrlinge waren

Marsriegel, rohe Eier und ein Fliegerangriff

Die Meerjungfrauen von Osterröfnfeld

Der starke Max als Lastenkrane

Ein Käfer fängt das Rauchen an

Tod am Wörthersee

Schönes Bayern und grausamer Terror

Besuch am Kasernentor

Der gebrochene Schwur

Inferno am Badestrand

Tiefe Flieger, große Eier und viel Schnee

Wabbelige Scheiben und harte Mondlandung

Weihnachtsmusik und Currywurst

Die Lenkung bricht uns fast das Genick

Transistoren – gebraten und eisgekühlt

Eine Faschingsfeier die ins Auge ging

Der Mann mit der Ölkanne
Arbeitslos – was nun?
Das grausame Urteil
Licht am Ende des Tunnels
Aufstieg am Seil und Sturz in die Tiefe
Der Süden lockt mit Arbeit
Die Angst vor dem neuen Jahrtausend
Urlaub im Krankenhaus
Die Ruhe vor dem Sturm
Der GIST zeigt sich in voller Größe
Ein Tag im Leben des Helmut B.
Sprung in die Selbstständigkeit
Der nächste Schlag in den Nacken
Wir haben was gegen Einbrecher
Oh Schreck, die Maus ist weg
Novgorod – Das Grauen hat einen Namen
Wie auf der Achterbahn – Immer auf und ab
Lady Luck flippert wieder
Die Gallenblase legt mir Steine in den Gang
Eine neue Waffe kommt zum Einsatz
Die Mühe mit der Brühe
Das Leben braucht Glück und auch mal Wunder
Anhang A GIST – Eine seltene Tumorerkrankung
Anhang B GIST – Therapiemöglichkeiten
Anhang C Das Lebenshaus – Hilfe und Information
Anhang D GIST-Patientengruppe Hamburg
Anhang E Meine SUTENT Therapie
Anhang F Der letzte Weg
Nachwort

Quellenangaben und hilfreiche Webseiten
Danksagung und Schlusswort

Vorwort

Ich hatte eigentlich noch nie richtig daran gedacht oder geglaubt, tatsächlich mal ein Buch zu schreiben. Deshalb habe ich auch keine speziellen Aufzeichnungen gemacht, die mal für ein Buch verwertet werden sollten. Das lag wohl aber auch daran, dass ich mir einfach kein Thema für ein Buch vorstellen konnte.

Jetzt, als Rentner, nur noch mit Frau, Kinder sind aus dem Haus, am Haus gibt es nichts mehr zu reparieren oder umzubauen und im Garten kümmert sich ein Roboter um das wachsende Gras – jetzt bleibt tatsächlich Zeit übrig sich Gedanken um andere Dinge zu machen, mehr Bücher zu lesen und tatsächlich auch den Versuch zu starten, ein Buch über mein eigenes Leben zu schreiben. Möglich wird das allerdings nur, weil man heutzutage nicht mehr Großauflagen einplanen muss, um einen günstigen Herstellungspreis zu erzielen. Der Einzeldruck von Büchern, in Kleinststückzahlen erst bei Bedarf (Books on Demand = Bücher auf Nachfrage), macht es möglich.

Ohne den GIST wäre ich wahrscheinlich auch nicht auf die Idee gekommen. Aber meine leidvollen und auch positiven Erfahrungen mit dieser seltenen Tumorkrankheit haben mich inspiriert, diese auch anderen Menschen zugänglich zu machen, die ebenfalls betroffen sind.

Allerdings sollte es nicht nur eine Krankengeschichte werden, denn mein Leben war wesentlich mehr. Ich hatte die Vorstellung, das weniger Schöne in eine insgesamt doch abwechslungsreiche und gute Lebenserinnerung

einzubetten, denn der GIST hat mich ja nicht mein ganzes Leben begleitet, auch wenn er mich jetzt nicht mehr loslassen wird. Schon Solschenizyn schrieb Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in seinem Roman „Krebsstation“¹ sinngemäß, dass der Krebs, der manchmal auch die Plage der Menschheit genannt wird, einen niemals wieder loslässt, wenn er einmal „zugebissen“ hat. Das gilt sicher auch für die Fälle, anders als bei mir, wo man den Tumor komplett entfernen konnte und er noch nicht gestreut hatte. Immer bleibt die Angst im Hinterkopf, dass er sich doch eines Tages wieder meldet. Oft hört man, dass der Krebs erfolgreich besiegt wurde, wenn er sich jahrelang nicht mehr meldet. Aber eine Garantie dafür kann keiner geben. Es gibt auch Fälle, da ist nach einigen Jahren ein ganz anderer Krebs aufgetreten. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass dieser neue Krebs durch die Bestrahlung des ehemals befallenen Gewebes verursacht wurde. Auch häufige Röntgenuntersuchungen oder die Untersuchungen im Computertomografen (CT) können durch eine Überdosis der schädlichen Strahlenbelastung neue Gewebeschäden und Krebs verursachen. Deshalb sollten bei erfolgreicher Therapie die Untersuchungsabstände meiner Meinung nach sinnvoll vergrößert werden. Ich habe deshalb mit meinem Onkologen zusammen den Zeitpunkt der nächsten Kontrolluntersuchung immer in Abhängigkeit vom letzten Ergebnis festgelegt.

Was ich in diesem Buch schreibe, sind Erinnerungen, Denkanstöße meiner Geschwister und Auszüge aus Unterlagen, wie zum Beispiel Bewerbungsunterlagen, Operationsberichte und Berichte der Kontrolluntersuchungen. Wegen fehlender Aufzeichnungen, da ich bis vor kurzem ja nicht daran dachte, je ein Buch zu schreiben, war ich überwiegend auf den geheimnisvollen Speicher in meinem Kopf angewiesen. Dessen Funktionsweise ist bis heute ein absolutes Wunderwerk.

Dort wird nicht nur gespeichert, was wir einmal gesehen oder gehört haben, sondern sogar auch das, was wir uns nur vorstellen, was also nur in unserer Fantasie existiert. Das kein noch kein technischer Speicher. Es ist nur sehr schade, dass man diesen Speicher nicht einfach, zum Beispiel mit einem USB-Stick, auslesen und dann in die Textverarbeitung übernehmen kann. Jetzt, beim Schreiben dieses Buches, fällt mir auf, dass ich meine Eltern viel zu wenig über die Zeit ausgefragt habe, an die man sich als Erwachsener selbst kaum erinnern kann - die frühe Kindheit. Alleine die Erinnerungen wach zu rufen, das Gedächtnis anzustrengen und sich in die vergangenen Zeiten zurück zu versetzen, macht Spaß, auch wenn es dunkle, ja traurige Momente gegeben hat, noch bevor ich selber krank wurde. Liebe Menschen aus der Familie oder dem Freundeskreis sind viel zu früh aus dem Leben abgerufen worden und oft war eine Krebserkrankung der Grund dafür. Aber welchem Menschen, der schon einige Jahre auf dem Buckel hat, geht es nicht genauso? Vielleicht kann man die glücklichen Phasen nur wertschätzen, wenn man auch die dunklen Abschnitte durchlebt hat. Und spätestens dann, wenn man selbst schwer erkrankt ist oder die Diagnose Krebs erhalten hat, wird man sich bewusst, dass Gesundheit wohl das höchste Gut des Menschen ist. Noch gilt allgemein der Grundsatz, dass man sich Gesundheit nicht erkaufen kann. So sollte es auch bleiben. Die Lebensdauer sollte nicht davon abhängen, ob einer arm oder reich ist. Aber wenn man etwas genauer hinschaut, wird man feststellen, dass dieser Grundsatz schon heute nicht mehr stimmt. Viele Medikamente und Behandlungen müssen schon selbst bezahlt werden, weil die Krankenkasse die Kosten nicht übernimmt. Und wer sich bestimmte Salben oder andere Medikamente nicht leisten kann, hat auch nicht die Möglichkeit, seinen Körper optimal zu schützen. Ich denke dabei nur an meine Füße nach der Umstellung auf die Sutent-Therapie. Ohne die selbst zu bezahlende Hirschhorn- oder Schüßlersalbe hätte ich nach

kurzer Zeit nicht mehr auf meinen eigenen Füßen laufen können und vielleicht deshalb, wie eine Bekannte von uns, die so wichtige Krebstherapie abbrechen müssen. Wie wäre es dann weitergegangen? Was wäre aus mir geworden?

Ich will mit meinem Buch aber keinesfalls anderen Betroffenen Angst machen, sondern vielmehr aufzeigen, dass man sich mit diesem (un)heimlichen Partner Krebs im eigenen Körper mithilfe der Ärzte, Medikamente und anderer Behandlungsmethoden gut arrangieren kann. Nicht vergessen, aber doch nur selten daran zu denken, hilft, weiterhin das Schöne im Leben zu sehen und zu genießen. Manches wird man noch intensiver wahrnehmen und sich an Dingen freuen, die vielleicht früher einmal nicht ganz so wichtig wahrgenommen wurden. Nutzen Sie die Gelegenheit, den Schicksalsschlag als Chance zu sehen, jetzt bewusster zu leben und zu erleben, was um Sie herum passiert. Voraussetzung dafür ist natürlich, dass sich die Nebenwirkungen der Therapie in erträglichen Grenzen halten. Das Leben soll ja lebenswert bleiben. Deshalb ist es sehr wichtig, sich mit seinem Onkologen auszusprechen, ihm von den Nebenwirkungen zu erzählen und gegebenenfalls gemeinsam zu überlegen, was man dagegen tun kann. Ein Therapiewechsel (Medikamentenwechsel) sollte nur dann in Betracht gezogen werden, wenn die Nebenwirkungen eines Medikamentes wirklich unerträglich werden oder aber das Medikament keinen Erfolg (mehr) bei der Bekämpfung des Krebses zeigt.

Mit meiner Geschichte will ich letztendlich aufzeigen, dass GIST in den letzten Jahren seinen Schrecken verloren hat, da es mittlerweile gute Medikamente gibt, die ein Fortschreiten der Krankheit lange Zeit rauszögern können. Noch vor knapp zwanzig Jahren, Ende der 1990er Jahre, sah es alles viel trostloser aus. Damals war GIST noch nicht als spezielle Tumorerkrankung bekannt und alle herkömmlichen

Krebsbehandlungen, wie Bestrahlung und Chemotherapie, waren erfolglos. Lediglich das Messer des Chirurgen konnte helfen, solange ein Schneiden möglich war.

Da GIST meist im Alter von etwa 60-65 Jahren auftritt, und die Medikamente bei mir ja schon seit nunmehr 12 Jahren² die Krankheit in Schach halten, kann man heutzutage damit rechnen, das normale Durchschnittsalter auch mit dieser Krankheit zu erreichen oder auch zu überschreiten. Die medizinischen Fortschritte der letzten Jahre haben aus der tödlichen Krankheit GIST eine chronische Krankheit gemacht, mit der man sehr gut leben kann. Dabei haben wir GIST-Betroffenen das Glück, das wir von Medikamenten profitieren können, die ursprünglich gegen andere Krankheiten entwickelt wurden, die deutlich häufiger verbreitet sind. Für die verhältnismäßig kleine Gruppe an GIST-Kranken wäre eine Forschung und Entwicklung eines geeigneten Präparats wohl viel zu aufwendig und teuer geworden. Jährlich erkranken in Deutschland etwa 1000 Patienten an GIST. An anderen Krebsarten sind es in Deutschland etwa eine halbe Million Patienten pro Jahr.

Bei mir traten erste Anzeichen der Krankheit ja schon im Alter von 53 Jahren auf, als kindskopfgroßer Tumor im Bauch. Damals war es noch eine Vorstufe vom GIST. Man müsste meinen, dass man das bemerkt. Ich hatte es aber nicht bemerkt. Erst drei Jahre später, bei der zweiten Operation, als der Tumor schon wieder 17 Zentimeter lang war, wurde der Krebs als GIST erkannt. Auf meine Frage an den Onkologen, wie lange ich denn noch Zeit habe, um das Wichtigste zu regeln, antwortete er „mit dem GIST können Sie alt werden“. Daran habe ich immer geglaubt und hoffe, dass mein Büchlein anderen Betroffenen eine Hilfe und Ermutigung sein kann. Ich wünsche nun viel Spaß beim Lesen der einzelnen Kapitel und vergessen Sie dabei ruhig

als Betroffener Ihren „Partner“ im Bauch. Es gab auch viele lustige Episoden, die ich hier zu erzählen habe.

Hamburg, November 2017

Ergänzung zur 2. Auflage

Während die erste Auflage noch als Taschenbuch veröffentlicht wurde, habe ich mich bei der 2. Auflage für die gebundene Ausgabe mit Hardcover entschieden. Außerdem habe ich das Format von DIN A5 auf 17 x 22 cm leicht vergrößert, sodass die Seitenzahl trotz einiger Ergänzungen gegenüber der 1. Auflage nicht erhöht werden musste.

Die Ergänzung zur 1. Auflage besteht neben zwei Zusatzkapiteln und einigen Textergänzungen und Korrekturen aus der Vervollständigung des Ablaufs vom vierten Sudent Zyklus einschließlich des wichtigen Ergebnisses der ersten CT-Untersuchung nach Beginn der Sudent Therapie.

Hamburg, Dezember 2017

¹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Krebsstation>

² Stand Mitte 2017

Und noch drei kleine Anmerkungen zum Text:

Wenn ich vom Arzt oder Onkologen schreibe, meine ich gegebenenfalls auch Ihre Ärztin oder Ihre Onkologin. Bitte nicht böse sein, aber mit der Genderisierung bin ich einfach noch nicht auf dem letzten Stand.

Alle Namen, außer denen meiner Familie und einiger enger Freunde, wurden verändert.

Stören Sie sich bitte nicht daran, dass dieses Buch nicht chronologisch aufgebaut ist. Ich habe es in einzelne Kapitel unterteilt, in denen ein Thema zeitunabhängig behandelt wird.

Die blaue Bank

Mein Vater ist 1912 in Wreschen, im heutigen Polen, geboren und mit sechs Jahren im dortigen Realgymnasium eingeschult worden. 1920 wurde sein Vater als Bahnbeamter nach Blönsdorf zwischen Lutherstadt Wittenberg und Jüterbog versetzt und mein Vater besuchte die Schillerschule in Jüterbog. Schon zwei Jahre später kam mein Vater dann mit zehn Jahren nach Müllrose, weil sein Vater als Beamter an den dortigen Bahnhof versetzt wurde. Meine Mutter wurde 1922 in Obershausen, Landkreis Limburg-Weilburg, in Hessen geboren und kam mit ihrer Familie nach Junkerfeld, weil ihr Vater als Revierförster dorthin versetzt wurde. Die Revierförsterei Junkerfeld war nur etwas mehr als zwei Kilometer von Müllrose entfernt. So haben meine Eltern aus großer Entfernung wegen der beruflichen Versetzungen ihrer Eltern zueinandergefunden. Mein Leben wäre nicht denkbar, wenn sich meine Eltern nicht kennengelernt und geliebt hätten. Mein Vater arbeitete als Sohn eines Beamten der Reichsbahn in der Sparkasse in Müllrose bei Frankfurt an der Oder. Dort, in dem kleinen Ort Müllrose, lernte er meine Mutter, die Tochter des Revierförsters von Junkerfeld, kurz vor dem Zweiten Weltkrieg kennen. Heute kennt man Müllrose vielleicht aus den Verkehrsnachrichten im Radio, wenn es vor Frankfurt a. d. Oder mal wieder einen Stau oder Unfall auf der nach Polen führenden Autobahn gab. Die Umleitungsempfehlung für die Autofahrer lautet dann immer, über Müllrose auszuweichen. Es war für mich sehr berührend, nach der Wende in den Verkehrsnachrichten öfter den Namen „Müllrose“ zu hören. War dieser Ort, in dem ich geboren

wurde, vorher doch unerreichbar fern gewesen. Ich hatte ihn nur zu Hause, aber nie in den Medien gelesen oder gehört. Dort, wo bis zum Kriegsende die Försterei Junkerfeld meiner Großeltern in einem großen Waldgebiet südwestlich von Frankfurt stand, war nach der Zerstörung kurz vor Kriegsende nur noch ein großes Feld mitten im Wald. Erst kurz vor der Wende, der friedlichen Revolution der Bevölkerung der DDR, zu Beginn des Jahres 1989, wurde das Gebiet erschlossen und mit Wochenendhäusern bebaut.

Am 26. August 1939 bekam mein Vater die Einberufung zur Nachrichtentruppe der Luftwaffe. Er wurde dort in einem mehrere Monate dauernden Lehrgang zum Funker ausgebildet. Dazu gehörte vor allem das Erlernen des Morsealphabets, deren Zeichen jeweils aus einer Folge von kurzen und langen Tönen bestehen. Er musste aus einer Folge von Tönen, die er im Kopfhörer wahrnahm, dann die gesendeten Zeichen erkennen und aufschreiben. Natürlich musste er auch in der Lage sein, einen zu sendenden Text über die Morsetastatur in eine Folge von kurzen und langen Tastendrücken umzusetzen. Im April 1940 wurde mein Vater dann mit einer JU52 zum Einsatz nach Norwegen geflogen. Die letzte Zwischenlandung in Deutschland zum Auftanken erfolgte auf dem Flugplatz Neumünster. Neumünster sollte auch in meinem Leben noch eine Rolle spielen. Ich wohnte dort nach meiner Bundeswehrzeit ab 1980 fast zwanzig Jahre im Ortsteil Brachenfeld.

Die Invasion der deutschen Truppen in Norwegen erfolgte ohne Kriegserklärung Anfang April 1940, obwohl Norwegen sich aus dem schon ein halbes Jahr dauernden Krieg heraushalten und neutral bleiben wollte. Anders als später an der Ostfront oder in Frankreich, gab es nach Aussagen meines Vaters aber kaum Kriegshandlungen oder bewaffnete Auseinandersetzungen. Es kam in einigen Gegenden lediglich zu Sabotageakten durch norwegische

Widerstandskämpfer oder alliierte Sabotagegruppe. Ich habe viele Bilder von ihm, bei denen ich denken könnte, er wäre mit seinen Freunden im Urlaub und nicht im Kriegseinsatz. Das nebenstehende Bild zeigt ihn beim Abhören und Niederschreiben einer Nachricht am Funkmessplatz. Das erforderte höchste Konzentration, da man die gehörten Töne im Kopf erst in erkannte Zeichen umsetzen musste und sie dann niederschrieb, während ja schon die nächsten Töne zu hören waren. Mein Vater war einem Funkmesstrupp in der Nähe von Bergen zugeteilt. Sie hatten den Auftrag, den gegnerischen Funkverkehr zu überwachen und die Verbindung nach Deutschland zu halten. Trotz des geringen Widerstandes gegen die deutschen Truppen, wurden insgesamt etwa 200.000 deutsche Soldaten nach Norwegen verlegt. Hintergrund war die Vermutung eines alliierten Angriffs an der norwegischen Küste.



Im Oktober 1940 heiratete mein Vater dann meine Mutter in Müllrose während eines kurzen Heimaturlaubs. Sie bezogen eine kleine Mansardenwohnung in der Ortsmitte von Müllrose, in der meine Mutter aber bis zur Rückkehr meines Vaters aus der Kriegsgefangenschaft allein wohnte. Mein Vater und wir Kinder konnten, nach der Wiedervereinigung Deutschlands im Jahr 1990, diese Wohnung sogar noch mal ansehen. Die Bewohner waren so

nett und haben uns gerne hereingelassen. Meine Mutter hat das wiedervereinigte Deutschland leider nicht mehr erleben dürfen und natürlich auch Müllrose nach der Flucht nie wiedergesehen.

Im April 1945, kurz vor Kriegsende, wurde mein Vater als Feldwebel zurück nach Deutschland abkommandiert und geriet am 2. Mai 1945 in amerikanische Gefangenschaft. Er wurde erst im Oktober 1947 entlassen und kam dann zurück nach Müllrose. Anders als es den Soldaten an der Ostfront ging, hat er damit wohl großes Glück gehabt. In der Gefangenschaft lernte mein Vater dann Schach spielen, was er bis zu seinem Lebensende mit Leidenschaft tat. Die Figuren im Lager hatten sich die Gefangenen selbst geschnitzt. Einen Bericht darüber habe ich später einmal im Pinneberger Tageblatt gelesen, als über den Schachklub dort berichtet wurde. Die Schachleidenschaft hat später auf alle Kinder übergegriffen, versiegte aber, als wir flügge wurden und Beruf und Familie dazukamen.

Ich wurde Anfang September 1948 in Müllrose bei uns zu Hause in der Bahnhofstraße geboren und wuchs dort mit meinem ein Jahr jüngeren Bruder und der 1952 geborenen Schwester auf. Die beiden erblickten, anders als ich, im Kreiskrankenhaus in Frankfurt an der Oder das Licht der Welt. Meine Eltern hatten, als ich geboren wurde, eine Wohnung nicht weit vom Haus meines Großvaters am Anfang der Bahnhofsstraße, direkt an der Spitze des Müllroser Sees gefunden, nachdem sie vorher in einer kleinen Wohnung direkt im Ort gewohnt hatten. Das Haus existiert noch heute, wie ich bei einem Besuch nach der Wende feststellte. Nach Aussage meiner Mutter soll ich dort gerne aus dem Fenster im Obergeschoss herausgeschaut haben. Und da ich ein so ruhiger Typ war, konnte meine Mutter mich auf die Fensterbank setzen, ohne dass sie Angst haben musste, dass ich runterfalle.

Wir hatten aus der heutigen Erinnerung heraus eine unbeschwerte glückliche Kindheit. Der Zweite Weltkrieg war vorbei. Und auch die nachfolgende arge Hungersnot, verbunden mit der großen Kälte zum Jahreswechsel 1946/47, die vielen Menschen, die den grausamen Krieg überlebt hatten, das Leben gekostet hat, hatten unsere Eltern überstanden. Mein Vater war zu dieser Zeit noch in amerikanischer Gefangenschaft, wo es ihm deutlich besser ging, als den Soldaten, die an der Ostfront überlebt hatten und in russische Gefangenschaft gerieten. Aber auch die Zivilbevölkerung hatte unter Nahrungsmangel und der Kälte zu leiden gehabt. Laut ernst zu nehmenden Berichten soll es mehrere Hunderttausend Tote allein in Deutschland gegeben haben. Dies alles geschah vor unserer Zeit, und von den Sorgen unserer Eltern merkten wir eigentlich nichts.



Im Sommer spielten wir tagsüber meist am See direkt gegenüber vom Haus, in dem wir im oberen Stockwerk eine kleine Wohnung hatten. Oder wir gingen mit unserer Mutter

ein Stück die Seeallee entlang zum offiziellen Badestrand. Das Bild zeigt in der Mitte meine Mutter und rechts daneben vorne meinen Bruder Hans und dahinter mich. Als wir nach der Wende in Müllrose waren, bin ich mit meiner Tochter von dieser Badestelle einmal ans gegenüberliegende Ufer geschwommen. Ich muss sagen, ich hatte den See in seiner Größe doch etwas unterschätzt. Wir hatten am gegenüberliegenden Ufer lange überlegt, ob wir wieder zurückschwimmen oder doch um den See herum laufen. Wir haben uns dann aber nach einer Pause für das Zurückschwimmen entschieden. Auch Opas Garten war ein kleines Paradies für uns, in dem es zu fast jeder Jahreszeit etwas zu ernten und naschen gab. Manchmal hatten wir wohl auch einfach etwas zu viel oder zu viel durcheinander oder auch noch unreifes Obst gegessen. Aber der Mensch ist ja lernfähig – manchmal.

Ab und zu besuchten wir unseren Opa am Müllroser Bahnhof und bewunderten die vielen Hebel in dem Raum, wo er arbeitete. Immer, nachdem das Telefon geklingelt hatte, ging Opa an die Kurbel für die Schranken und sperrte den neben dem Bahnhof liegenden Übergang. Manchmal legte er dann auch noch einen der vielen Hebel um. Die waren für verschiedene Weichen im Bahnhofsbereich zuständig. Anfassen durften wir die Hebel nicht und mussten immer an der Tür stehen bleiben. Kurze Zeit später traf dann auch ein Zug ein, Leute stiegen ein und aus, und Opa musste wenn alle Türen geschlossen waren, erst mit einer Trillerpfeife warnen, dass der Zug gleich abfährt und dann dem Lokführer mit einer Kelle Signal geben, wenn er weiterfahren durfte. Anschließend kurbelte er die Schranke wieder hoch.

Da wir direkt am großen Müllroser See wohnten, hatten wir natürlich auch ein Ruderboot. Damit sind unsere Eltern mit uns Kindern im Sommer manchmal fast bis ans andere

Ende des Sees gefahren, wo eine kleine bewaldete Insel lag. Hier konnten wir dann Blaubeeren pflücken. Nicht alle landeten im Körbchen, was man unseren Mündern ansehen konnte, aber wir brachten immer genug nach Hause, damit es dort dann die leckeren Beeren mit Milch und Zucker zum Nachtisch gab.

In Sichtweite von unserem Haus, aber doch in einiger Entfernung Richtung Ortsmitte, stand eine große Fabrik an der Seeuferstraße. Es handelte sich um eine alte Getreidemühle, obwohl man nur ein, für uns Kinder, riesengroßes Gebäude und einen hohen Schornstein sehen konnte. Von einer Mühle, wie man sie heute noch vereinzelt findet, war nichts zu erkennen. Es fehlten die großen Flügel, die sich bei Wind drehten. Beim Bau im 13. Jahrhundert war die Müllroser Mühle noch eine Wassermühle gewesen. Zu unserer Zeit wurden die Mühlsteine dann schon lange mit einer Dampfmaschine angetrieben. Deshalb war auch der hohe Schornstein vorhanden. Am Sonnabend konnte man die Mühle nicht nur sehen, sondern auch hören. Um die Mittagszeit ging da immer ein fürchterlicher Heulton los. Im Krieg war die Mühle gleichzeitig Luftschutzbunker und auch nach dem Krieg wurde jeden Sonnabend ein Funktionstest gemacht. Dieses Geräusch kam uns auch später in Hamburg noch bekannt vor, denn auch dort war es früher üblich, dass am Wochenende die Sirenen getestet wurden.

Fest im Gedächtnis ist mir und meinem Bruder nur eine einzige Missetat geblieben, für die wir „hart“ bestraft wurden. Wir stöberten so gerne in Opas Keller zwischen den Einmachgläsern, Obstregalen und diversen Kisten, Schachteln und Büchern umher. Dabei fanden wir auch einen vollen Topf blauer Farbe. Dafür musste es doch eine Verwendung geben, dachten wir. Jeder schnappte sich einen Pinsel und dann ging es heimlich mit dem Farbtopf auf die Straße. Schon nach kurzer Zeit kamen wir an eine Bank -

nicht zum Geld abheben, sondern zum drauf sitzen, was man aber nach unserer Aktion nicht sofort machen sollte. Da ich die Dose mit den Fingern nicht öffnen konnte, musste ich noch mal zurück nach Hause laufen und einen Schraubendreher holen. Zum Glück hat mich niemand gesehen, als ich wieder aus dem Keller kam. Als ich zu meinem Bruder zurückkam, stellten wir die Dose auf die Bank, und ich versuchte sie zu öffnen. Das gelang nach einiger Zeit auch, aber da waren meine Hände schon blau und die Bank hatte auch die ersten Flecken abbekommen, denn der Deckel sprang mit einem Mal so unerwartet auf und die Dose kippte dabei fast um, sodass schon Farbe herausschwappte. Wir machten uns beide an die Arbeit, jeder von einer Seite, und aus der schmutzig dunklen Sitzbank wurde nach einiger Zeit eine wunderschön aussehende hellblaue und zum Sitzen einladende Bank. Niemand hatte uns gesehen und so schlichen wir wieder nach Hause, stellten den leeren Farbtopf mit den Pinseln ins Kellerregal und legten den Schraubendreher, der auch etwas von der blauen Farbe abbekommen hatte, in die Werkzeugkiste zurück und gingen in den Garten zum Spielen. Was wir nicht bedacht und bemerkt hatten, war, dass nicht nur die Bank blau war, sondern dass man uns die Farbe auch im Gesicht und an den Händen und der Kleidung ansah. Erst fragte meine Mutter, wo wir waren, aber dann kam ihr eine Idee, und sie ging in den Keller. Dort fand sie dann auch den leeren Farbtopf. Aber da der Keller und auch die Regale nicht angestrichen waren, mussten wir noch erzählen, was wir mit der Farbe gemacht haben. Es ließ sich wohl nicht vermeiden und ich erzählte es. Für uns war der Tag damit beendet, jedes Spielen vorbei. Zuerst wurden wir nackt in den Waschkübel gesteckt. Das Abschrubben der Farbe tat richtig weh. Und dann wurden wir ins Bett geschickt. Die Gardinen wurden zugezogen und wir konnten im Dunkeln darüber nachdenken, was wir getan hatten. Kein Fernsehentzug und keine Wegnahme des Smartphones,

beides gab es noch nicht. Die Strafe damals für uns war einfach die Beendigung des Tages, indem wir frühzeitig ins Bett geschickt wurden.

Auch heutzutage darf ich im Haus nirgends mit Farbe arbeiten. Ich muss wohl beim Pinseln irgendwo mal unerwünschte Spuren hinterlassen haben. Eine Ausnahme hat meine Frau nur beim Flipperkasten gemacht, den ich, in unserer Garage, nach Herzenslust bunt bemalen und besprühen durfte. Die Geschichte dazu findet man weiter hinten im Buch im Kapitel über die Wiederbelebung der Lady Luck. Wo ich in der Garage schon am Malen war, habe ich dann auch gleich die Gelegenheit genutzt und die Tür zur Werkstatt gestrichen – natürlich mit blauer Farbe. Mit einem Farbröller ist mir das sogar recht gut gelungen, meinte sogar meine Frau.

Ob meine Eltern oder Opa noch ein Warnschild an der Sitzbank aufgestellt hatten „VORSICHT, VON LAUSBUBEN FRISCH GESTRICHEN!“, haben wir nicht erfahren. Und ob es damals auch noch einen Klaps auf den Allerwertesten gab, bevor wir ins Bett verschwinden mussten, daran können wir beide uns nicht mehr erinnern – ist aber wahrscheinlich, obwohl es sonst nicht viel Haue gab. Das größte Problem war wohl auch nicht die frisch gestrichene Bank, sondern eher die sinnlos verbrauchte Farbe. Denn damals waren nicht nur Butter, Brot und Fleisch knapp, sondern eben auch alles andere, was man so im Haushalt benötigte.

Auch wenn ich sonst wenig aus dieser frühen Kindheit erinnere, so denke ich doch gerne an die schöne Zeit am See, in Opas Garten oder an den Bahnhof zurück. Unter anderen politischen Bedingungen wäre Müllrose ein schöner Wohnort gewesen. Seine nähere Umgebung, das Schlaubetal oder auch der Spreewald sind wunderschöne Erholungsgebiete. Aber durch die Teilung Deutschlands

waren für uns die schönsten Gegenden nicht zugänglich. Ich denke da zum Beispiel an die Mecklenburgische Ostseeküste mit den Inseln und der Seenplatte, den Müritz-Nationalpark oder auch die wunderschöne thüringische Landschaft. Nach der Wende, wie man die deutsche Wiedervereinigung oft nennt, haben wir aber viel nachgeholt. Wir waren schon etliche Male auf der wunderschönen Insel Rügen und auch ein paar Mal im Spreewald und in Thüringen.

Leider mussten wir meinen Geburtsort bald nach unserem im wahrsten Sinne Kinderstreich verlassen und ich habe meinen Opa dann nur noch zweimal wiedergesehen, als er uns 1954 in Bramfeld und 1963 in Hummelsbüttel besuchte. Als Familienangehöriger von Flüchtlingen hätte er nie die Ausreisegenehmigung erhalten, wenn er nicht schon Rentner gewesen wäre. Offiziell durften Rentner bis zu vier Wochen in die Bundesrepublik ausreisen. Wenn allerdings ein Rentner die Gelegenheit nutzte, und nicht in die DDR zurückkehrte, war das dem Regime nicht unrecht. Sparte man doch so die Rentenzahlungen. Aber mein Opa wollte ja wirklich nur zu einem Kurzbesuch zu uns kommen, was man in seinem Alter auch verstehen kann. Einen alten Baum sollte man auch nicht umpflanzen. Und sein Haus und seinen Garten wollte er auch nicht einfach so aufgeben. Knapp ein Jahr nach unserer Flucht kam er also nach Hamburg zu Besuch. Er war trotz seines hohen Alters nicht nur bis Hamburg alleine gefahren, und hatte uns auch nicht vom Hauptbahnhof aus angerufen, sondern kam mit der Straßenbahn Linie 9 nach Bramfeld und stand plötzlich vor unserer Haustür. Ich kann mich noch daran erinnern, dass er, nach der Begrüßung, seinen Mantel aufknöpfte und ein paar Nähte am Innenfutter aufriss. Stolz und lächelnd zugleich zeigte er meinen Eltern ein paar 100-Mark-Scheine (Ostmark), die er für sie mitgebracht hatte. Am meisten freute er sich darüber und erzählte uns, wie die Grenzsoldaten ihn gefilzt und trotzdem nichts gefunden

hatten. Offiziell erlaubt war ausreisenden DDR-Bürgern damals nur die Mitnahme von Bargeld in Höhe von 70 Ostmark. Meinen Eltern war es gar nicht recht, dass Opa so ein Risiko eingegangen war. Außerdem konnte er das Geld doch selbst besser brauchen. Im Westen waren die Scheine ja auch nur etwa ein Viertel wert. Aber zurücknehmen wollte Opa das Geld auch nicht, was wohl auch ein nochmaliges Risiko gewesen wäre, das man es bei ihm findet.

Wir sind dann alle zusammen mit dem Opa noch zum Flughafen nach Fuhlsbüttel gefahren, da er diesen gerne einmal sehen wollte. Er hatte fast sein ganzes Leben mit der Eisenbahn verbracht und wollte nun einmal die Maschinen aus der Nähe sehen, mit denen wir von Berlin nach Hamburg geflogen waren. Damals konnte man den Flugzeugen noch zuschauen, ohne dass Maschen- oder Stacheldrahtzäune die Sicht behinderten. Wie man auf dem Bild gut erkennen kann, war unser Opa, außer im Garten, immer sehr korrekt bekleidet gewesen. Und dass, obwohl er ja schon lange kein Staatsbeamter mehr war, sondern Rentner im achtzigsten Lebensjahr. Auf dem Bild sind auch von links nach rechts wir Kinder (Hans, Heidi und Helmut) und unser Vater zu sehen. Unsere Mutter ist auf dem Bild nur als Schatten zu sehen. Sie hat Fotograf gespielt - und trotzdem sind auf diesem Bild alle Köpfe von uns zu sehen. Na ja, ich will nicht übertreiben. Eigentlich kenne ich nur ein Bild, wo sie uns beim Fotografieren die Köpfe abgeschnitten hat. Auf dem Bild fehlten die Köpfe, aber dafür waren die Schuhe im Mittelpunkt des Bildes. Und das kann wohl auch dem besten Fotografen mal passieren, wenn die Kamera sich beim Drücken auf den Auslöser etwas absenkt..



Mein Opa ist einen Monat nach seinem 101. Geburtstag im Oktober 1976 gestorben und war bis zuletzt rüstig und geistig voll im Leben. Obwohl seine Frau schon während meiner Kindheit in Müllrose immer krank im Bett lag, ist sie doch auch alt geworden. Sie starb im Herbst des Jahres, in dem wir leider aus politischen Gründen unser Müllrose verlassen mussten. Und mein Opa hat sie dann sogar noch um über zwanzig Jahre überlebt. Bis kurz vor seinem Tod hat er sich noch alleine um das Haus und den Garten gekümmert. Er kam dann erst, kurz bevor er gestorben ist, in ein Altersheim nach Frankfurt a. d. Oder. Wir hatten ihn seit dem Besuch in Hummelsbüttel im Jahr 1963 nicht mehr gesehen. Auch zu seiner Beerdigung konnte niemand aus unserer Familie fahren. Wenn man die geflüchteten Eltern nicht fassen konnte, so würden auch Kinder in „Geiselhaft“ genommen, wenn sie in die DDR kämen.



Das Grab von unserem Opa und seiner Frau auf dem Müllroser Friedhof haben wir dann erst viel später nach der Wende, noch kurz vor der Auflösung, besuchen können. Die Grabstelle sah nach dreißig Jahren noch sehr gepflegt aus. Leider war mir nicht bekannt, wer sich um das Grab kümmerte und wo sie oder er wohnt, sonst wären wir dort vorbeigefahren. Als meine Frau und ich den Friedhof gerade verlassen wollten, trafen wir eine Frau am Eingang. Wir kamen sofort ins Gespräch mit ihr und sie erzählte uns im Laufe der Unterhaltung, dass sie eine Nachbarin von meinem Opa war, bevor er ins Altersheim kam. Sie erinnerte sich noch daran, dass sie in seinem Garten immer die Äpfel abernten durfte, da er alleine das ganze Obst nicht verwerten konnte. Ich kannte und erkannte die Frau nicht. Sie konnte sich auch nicht an mich erinnern. Wahrscheinlich zog sie erst in das Nachbarhaus von Opa, als wir nicht mehr in Müllrose lebten. Trotzdem fand ich es schön, noch jemanden anzutreffen, der meinen Opa kannte. Der Zufall wollte es so. Die Eltern meiner Mutter sind sehr früh verstorben und deren Grab in Müllrose existierte bei unserem Besuch schon nicht mehr.

Wir sind dann noch auf die andere Seite des Sees in die Mixdorfer Straße zum Haus meiner Tante, die Schwester meiner Mutter, gefahren. Ich kannte ihre Adresse von den Briefen, die ab und zu aus Müllrose gekommen waren. Wir hatten auch ab und zu ein Paket zu ihr geschickt. Immer wenn dort Wäsche drin war, musste ein Desinfektionsnachweis beigelegt werden. Das war aber wohl weniger aus hygienischen Gründen von DDR-Seite gefordert, sondern sollte wohl den Paketverkehr etwas einschränken. Man wollte damit wohl klarmachen, dass die Bürger der DDR nicht auf Almosen angewiesen sind. Ich weiß aber, dass meine Tante mit ihren vielen Kindern (elf an der Zahl) sich über jedes Kleidungsstück und jedes Paket mit Kaffee oder anderen Dingen sehr gefreut hat. Sie hatte dort schon zu unserer Zeit in Müllrose in einem großen Haus gelebt und einen Kindergarten geleitet. Wir trafen aber nur fremde Leute in dem Haus an, die uns sagten, dass die Tante schon vor einiger Zeit weggezogen sei. Wohin genau, konnten sie uns nicht sagen. Auf dem Friedhof hatten wir vorher schon das Grab von ihrem Mann Heinz gesehen. Auf dem Grabstein stand außer dem Namen und dem Geburts- und Sterbedatum nur ein Wort: WARUM? Dieses Wort auf einem Grabstein kann viel bedeuten - nur eines scheint sicher zu sein: Heinz ist keines natürlichen Todes gestorben! Leider haben wir seine Frau nicht angetroffen und so wird das „Warum“ auf dem Grabstein für uns wohl immer ein Geheimnis bleiben.

Die sehr lange Teilung Deutschlands hat auch viele Familien und Freunde geteilt und man hat wenig oder nichts vom Anderen erfahren. Auch wir Kinder sind dadurch ohne Großeltern, Tanten und Onkels aufgewachsen und haben über deren Leben nur sehr wenig erfahren. Als es die Möglichkeit gab, wieder zueinanderzufinden, war es für viele Menschen schon zu spät.



Flucht und Neuanfang

Als ich im vorhergehenden Kapitel über die sinnlose Verschwendung der Farbe durch meinen Bruder und mich schrieb, wobei ich, trotz meines kindlichen Alters von vier Jahren, als der Ältere wohl die alleinige Schuld trage, erwähnte ich auch die mangelnde Versorgung mit Lebensmitteln. Wir Kinder merkten nichts davon, aber meine Eltern mussten eine fünfköpfige Familie ernähren und erfuhren so täglich, wie schwierig es war, das Nötigste zu bekommen. Es war aber nicht nur die Knappheit der Nahrungsmittel und die 1953 wieder erhöhten Arbeitsnormen, die meine Eltern und die Menschen in der DDR ärgerten. Es war auch das Gefühl der ständigen Beobachtung und die Gewissheit, dass ein falsches Wort zur falschen Zeit am falschen Ort jederzeit einen massiven Eingriff in das Leben bedeuten konnte. Wer studieren wollte oder beruflich Erfolg und Aufstieg anstrebte, dem blieb kaum etwas anderes möglich, als zu kuschen und den Forderungen der Einheitspartei SED nachzugeben. Wer politisch im Sinne der Partei aktiv war, konnte da auch mal bei schlechteren schulischen oder beruflichen Leistungen mehr erreichen, als andere. Generell hatten sich Berufswünsche den wirtschaftlichen Erfordernissen unterzuordnen.³ An freie Berufswahl, wie wir sie heute gewohnt sind, war nicht zu denken.

Wir wohnten damals fast direkt am Nordufer des Großen Müllroser Sees, an der Straßenbiegung Seeallee Ecke Bahnhofstraße. Von der russischen Kaserne aus Richtung Seeallee kamen immer wieder mal Panzer oder Jeeps

vorbeigefahren, wobei die Panzer dann an unserem Haus kurz anhielten, auf ihren Ketten drehten und dann in die Bahnhofstraße einbogen. Meine Mutter hat mir, nicht nur einmal, erzählt, welche Angst sie nachts hatte, wenn die Panzer hielten. Sie glaubte dann immer, jetzt würde mein Vater oder auch beide abgeholt werden, weil sie am Tag irgendwo ein „falsches“ Wort haben fallen lassen. Obwohl es uns damals nicht bewusst war, konnten auch wir Kinder eine Gefahr für die Eltern sein. Wie leicht schnappt ein Kind ein Wort oder einen Satz auf, der nicht für fremde Ohren bestimmt ist, und plaudert diesen an ungünstiger Stelle, zum Beispiel im Kindergarten, aus.

Während wir im Kindergarten das Lied mit dem Refrain „Die Partei, die Partei, die hat immer recht“ sangen, waren unsere Eltern ganz anderer Auffassung. Ich bekomme den Refrain bis heute nicht aus dem Kopf. Ich mag nicht daran denken, was aus mir geworden wäre, wenn ich diese „Erziehung“ weiter genossen hätte. Es ist heute leicht, zu behaupten, ich hätte alles anders gemacht, wenn man nicht unter diesen Bedingungen gelebt hat. Selbst ehemalige Stasimitarbeiter kann man nicht alle über einen Kamm scheren. Wer den Druck auf die eigene Person nie gespürt hat, wenn man zum Beispiel eine Familie zu ernähren hatte, kann nicht beurteilen, wie standhaft er sich gegen eine Mitarbeit für die Staatssicherheit gewehrt hätte. Später, als in vielen Haushalten ein Fernseher stand, wurden die Kinder im Kindergarten sogar nach der Farbe der Uhr, der Ziffernblätter und der Zahlen gefragt. Es gab nämlich einen deutlichen Unterschied zwischen der ost- und der westdeutschen Uhr bei den Nachrichtensendungen. Zu unserer Müllroser Zeit gab es dort noch keine Fernseher, aber es gab auch andere Fragen, die man den Kindern stellte, um die Staatstreue der Eltern zu erfahren. Die Bespitzelung der Familien setzte schon in den Krippen bei den Kleinstkindern ein, und endete nicht, wenn man im

Berufsleben stand, was dazu führte, dass aus teilweise nichtigen Gründen oder einfach nur, weil jemand politisch anderer Meinung als die Partei war, Leute ins Gefängnis kamen. Wer politisch anderer Meinung war, hatte auch keine Möglichkeit, sich bei Wahlen anders zu entscheiden. Es gab nur die Einheitspartei, und die Wahlen waren alles andere als frei und unabhängig. Hinzu kam, dass derjenige, der im Berufsleben Erfolg haben wollte, nicht nur mehr oder weniger gedrängt wurde, in die Einheitspartei (SED - Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) einzutreten, er musste auch seine Staatstreue durch gewisse Erfolge beweisen. Und dazu gehörte eben auch das Melden von sogenannten „staatszersetzenden Äußerungen und Handlungen“ von Mitbürgern. Und wenn man als Parteigenosse unbedingt einen Erfolg brauchte, sich aber kein Anlass dazu ergab, ging das eben manchmal auch nur mit einer unberechtigten Denunziation. Wie sollte der Beschuldigte seine Unschuld beweisen? Für etwas, was nicht geschehen war, konnte es keine Zeugen geben und natürlich auch keine Entlastungszeugen. Es gab nur den sogenannten Melder mit einer Behauptung. Und der hatte als Parteimitglied natürlich recht. Erst die Durchsicht der nicht vernichteten Stasiakten nach der Wende hat viele solcher Unrechtsfälle aufgedeckt - für viele Menschen kam die Wahrheit aber zu spät ans Licht.

Als Sparkassenangestellter lockte man meinen Vater zunächst mit Weiterbildungen in allen Abteilungen an der Sparkassen-Hauptstelle in Frankfurt/Oder und forderte nach erfolgreichem Abschluss im Gegenzug dann von meinem Vater, quasi als Behördenmitarbeiter, deutlich mehr politisches Engagement und den Parteieintritt. Unter diesen Bedingungen hätte mein Vater nicht an der Weiterbildung teilgenommen. Er verweigerte weiterhin den Parteieintritt und verwies darauf, dass ihm die Mitgliedschaft im FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) genüge. Woraufhin